

CHRISTIAN PFANNENSCHMIDT

Die Villa unter den Linden



Weltbild

Die Villa unter den Linden

Der Autor

Christian Pfannenschmidt, geboren 1953, war Journalist und Reporter für die Abendzeitung München, den Stern und das Zeitmagazin. Heute lebt er als Autor in Köln und Berlin. Von ihm stammen unter anderem die Drehbücher der ZDF-Erfolgsserie *Girlfriends*. Der *Seerosenteich* wurde in mehrere Sprachen übersetzt und in der Verfilmung als ARD-Zweiteiler, verfolgten über 6 Mio. Menschen die Karriere von Isabelle, dem Mädchen vom Lande, das zur Chefin eines Modeimperiums aufsteigt. 2003 gründete er eine eigene Fernsehproduktion und setzte seine persönliche Erfolgsgeschichte mit TV-Serien wie u.a. »Die Albertis« und »Herzensbrecher – Vater von vier Söhnen« sowie der erfolgreichen Freitagabend-Reihe *Meine Mutter ist unmöglich* fort.

Christian Pfannenschmidt

Die Villa unter den Linden

Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
eBook-Neuausgabe Januar 2019

Dieses Buch erschien bereits 2006 unter dem Titel *Unter den Linden* bei Knauer,
ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf.
GmbH & Co. KG, München

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Christian Pfannenschmidt
Copyright © der Neuausgabe 2019 dotbooks GmbH, München

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Ivonne Wierink; © franticoo;

© KathySG; © Champ-Ritthikrai; © Lepas)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-921-4

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Kapitel 1

Kein Mensch nahm an diesem dunklen, nassen Septembermorgen des Jahres 1906 Notiz von einer jungen Frau, die, armselig gekleidet und einen Pappkoffer schleppend, sich gegen das Wetter stemmte und unbeirrbar vorwärts ging, um zu sterben. Der Wind jagte durch die Straßen, über die Plätze und um die Häuserreihen, wie ein Bote, der schlechte Nachrichten zu überbringen hatte. Berlin, sonst wild und rastlos bei Tag und bei Nacht, unablässig in Bewegung, voller Menschen und Fahrzeuge, voller Licht und Lärm, wirkte fast wie ausgestorben. Die Natur schien die Stadt übernommen und das Großstadtleben hinausgeworfen zu haben. Ein paar Kutschen rumpelten vorbei. Das Klackern der Pferdehufe auf dem Kopfsteinpflaster war kaum zu hören, so laut prasselte der Regen. Vereinzelt knatterte ein Automobil heran und verschwand hinter einem Vorhang grauer Nässe, als wäre die eben beginnende Zukunft bereits gescheitert. Wenige Passanten eilten ihres Weges. Das Mädchen bog ab und betrat die Admiralbrücke. Hätte man sie aus der Nähe gesehen, wäre einem aufgefallen, wie schön sie war. Mit über einem Meter siebzig war sie ausgesprochen groß, doch von ihrer schlanken Gestalt und den anmutigen Bewegungen konnte man unter dem zerschlissenen Wollcape nichts erahnen. Das Auffallendste an ihr waren ihre schulterlangen, dicken, blonden Haare, die sie mit einem Band zusammengebunden hatte, und ihr Gesicht. Die Augen groß und ausdrucksvoll, von einem Grün, das

ins Graue ging, eine Farbe, die weniger dem Smaragd als dem Schilf ähnelte: nicht katzenhaft funkelnd, sondern sanft und geheimnisvoll. Die Lider schwer, wie bei allen Frauen, die seelenvoll und warmherzig sind und zu traurigem Gemüt neigen. Die Nase war fein geschnitten, der Mund weich und voll, als sei er nur zum Lächeln und Genießen gemacht, die Haut von zarter Blässe und glatt wie Meißener Porzellan. Sie hieß Anna Merthin. Keine zwanzig Jahre war sie alt, doch es schien, als laste eine Bürde von Jahrzehnten auf ihr. Anna blieb stehen. Sie stellte ihren Koffer auf das Trottoir, ging an das gusseiserne, üppig verschnörkelte Brückengeländer heran, umfasste es und schaute hinunter in den Landwehrkanal. Das Wasser war schwarz, Regentropfen tanzten auf seiner Oberfläche. Der Flusswasser kräuselte sich durch den Wind, und der Fluss sah aus, als sei ihm kalt, als friere er, als würde er zittern. So wie Anna. Eben wollte sie über das Geländer klettern, um sich dann hinabzustürzen, als ein Bursche mit tief in die Stirn gezogener Schiebermütze, die Hände schützend in die Hosentaschen gestopft, auf die Brücke marschierte und Anna entdeckte. Einen Sekundenbruchteil lang blieb er erstaunt stehen, konnte nicht glauben, was da passierte. Dann rannte er los.

»Frollein«, rief er laut und noch einmal: »Frollein!«

Anna drehte sich kurz zu ihm hin, dann schwang sie ihr Bein zurück, ließ das Geländer los und flüchtete.

Was nun passierte, geschah alles ganz schnell. Anna jedoch schien es, als hielte jemand die Zeit an und alles bewege sich wie in einem Traum, sehr langsam und verzögert, und als würde sie sich und alles um sich herum wie

durch ein Brennglas betrachten. Als sie da vom Trottoir herunter- und mitten auf die Brücke lief, bemerkte sie die heranpreschende Kutsche und den Hufschlag der Pferde zu spät. Hermann Pikewit, der Kutscher, hatte die Rappen zum Galopp angetrieben, denn die Herrschaften hatten es eilig, nach Hause zu kommen. Er war so konzentriert, das Gefährt zu lenken, dass er das Mädchen nicht sah. Wie ein großer, schwarzer Vogel flog sie der Kutsche entgegen. Die Rappen erschrakten und drohten zu scheuen.

Hermann jedoch war ein zu geübter Kutscher, als dass er nicht das Schlimmste hätte verhindern können. Scharf zog er die Zügel an und stieß einen lauten Ruf aus. Um Schaden von Anna abzuwenden, war es jedoch zu spät. Sie wollte noch zurückweichen, doch ihr Rock verfang sich in den Speichen eines Rades. Mit einem Ruck wurde sie umgerissen und ein paar Meter mitgezogen, bis die Pferde durch die Zügel und ein lautes »Brrr« endlich stehen blieben. Die Herrschaften in der Kutsche – die Geschwister Julius und Friederike Gravenhorst –, bis zu diesem Moment in ein inniges Gespräch vertieft, hielten erstaunt inne.

Der Bursche lief zu Anna. Hermann sprang mit einem Satz vom Bock herunter. Das Fenster der Kutsche wurde heruntergeschoben. Friederike schaute hinaus.

Auf ihr Gesicht legte sich Entsetzen: »Hermann! Um Gottes willen!«

Sie stieg aus, ihr folgte Julius, ein auffallend gutaussehender und eleganter junger Mann von Mitte zwanzig, der einen feinen hellblauen Mantel und einen Hut trug.

»Ich habe sie nicht gesehen«, erklärte Hermann, und seine Stimme überschlug sich vor Aufregung, »sie ist plötzlich aufgetaucht, wie aus dem Nichts!«

Alle vier beugten sich über die junge Frau.

Friederike nahm ihre Hand. »Haben Sie Schmerzen?« Ihr Atem roch nach Vanille und Zigaretten.

Anna hob ihren Kopf: »Es ist ... nichts ...«

Sie wollte aufstehen, aber ihr Bein tat weh, und sie kniff den Mund zusammen. »Verzeihen Sie ...«, flüsterte Anna.

»Können Sie sich bewegen?«, fragte Julius Gravenhorst höflich.

Anna antwortete nicht, sondern schloss die Augen. Ihr war schwindelig. Sie fing an, heftig zu zittern.

»Können Sie sich bewegen?«, wiederholte er, nun etwas lauter.

Doch ehe Anna etwas erwidern konnte, zog er seinen Mantel aus, kniete sich neben sie auf die Straße, umfasste ihre Schultern, richtete sie auf und legte ihn ihr über.

»Wir müssen sie ins Krankenhaus bringen!«, erklärte er.

»Es geht schon ...«, meinte Anna leise und ergänzte: »Nicht ins Krankenhaus. Bitte!«

Der Bursche zeigte in Richtung Brückengeländer: »Die Kleene wollte sich runterstürzen! Und wie ich ihr ›Frollein‹ zurief, is sie runter von det Geländer und direktemang uff die Straße. Ja, Straße. Det arme Ding!«

»Ins Wasser gehen. So jung? Warum denn nur?«, fragte Friederike. Mitleid schwang plötzlich in ihrer Stimme mit, und sie wechselte unvermittelt vom »Sie« ins vertrauliche »Du« über: »Wie heißt du denn?«

»Anna. Anna Merthin.«

»Ich bin Friederike Gravenhorst. Und das ...«, sie lächelte liebevoll, »... das ist mein Bruder Julius.«

Anna wusste nicht, was sie sagen sollte, und sah von einem zum anderen. Friederike kam ihr wie ein Engel vor. Das Fräulein trug einen langen, mauvefarbenen Herbstpaletot, der mit weißen Blüten bestickt war, und eine kecke Kappe aus rotem Samt. Sie sah in ihrer stolzen Haltung und mit ihrem schönen, offenen Gesicht, das von langen, hellen Locken umrahmt war, aus, als käme sie direkt vom Zarenhof. So schien es jedenfalls Anna, die über eine reiche Phantasie verfügte und die sich in diesem Moment am liebsten weggeträumt hätte. Doch die Realität war stärker. Anna hatte Schmerzen. Beinahe hätte sie geweint. Verzweifelt suchte sie Halt im Blick von Julius Gravenhorst. Aber im Gegensatz zu seiner Schwester wirkte er in diesem Moment finster, fast abweisend. Es war etwas ganz und gar Preußisches um ihn. Das blonde Haar war scharf gescheitelt und mit Pomade glatt und ordentlich angelegt. Sein Gesicht hatte strenge, fast asketische Züge. Julius' Teint war dunkel gebräunt, und er sah aus wie ein Fremder, nicht wie der Bruder der jungen Dame. Wären da nicht die Augen gewesen. Tiefliegende Augen mit derselben Leuchtkraft und Bläue; Augen wie Seen, in denen man versinken konnte. Sein Mund war schmal und breit, Ehrgeiz und Selbstbewusstsein lagen darin; plötzlich aber lächelte er, und sie bemerkte seine strahlenden, weißen Zähne und Grübchen, die nicht nur Anna, sondern jeden, der sie erblickte, bezauberten, weil sie dem großen, sich kerzengerade haltenden und durch und durch aristokratisch wirkenden Julius etwas Heiteres, Jungenhaftes, geradezu Spitzbübisches verliehen.

Friederike richtete sich auf: »Wir nehmen sie mit nach Hause.«

»Na, da wird Mutter sich freuen!«, meinte Julius ironisch.

»Wir haben sie angefahren, und wir werden uns um sie kümmern!«, entgegnete Friederike barsch.

Ehe Anna sich versah, umfasste Julius sie mit beiden Armen und zog sie mit einem Ruck hoch.

»Herrje, Hermann, hilf meinem Bruder!«

»Das kriege ich schon alleine hin, Fritzi, keine Sorge!« Julius verfrachtete Anna in die Kutsche.

Friederike nickte dem Burschen zu, der verwundert schaute, und stieg gemeinsam mit Julius in die Kutsche. Hermann schloss mit Bedacht die Wagentür und kletterte auf seinen Bock. Er machte ein paar kurze schmatzende Geräusche, zog zweimal an den Zügeln, und die Pferde trabten los. Die Kutsche verschwand hinter einem Regenvorhang, und eine Weile guckte der Bursche ihr hinterher, dann setzte auch er seinen Weg fort.

Und so kam es, dass Anna Merthin nicht starb, sondern in die Villa der Familie Gravenhorst gelangte, ein prächtiges, dreigeschossiges Haus in der schönsten und berühmtesten Straße der Stadt: Unter den Linden.

* * *

»Guste, jetzt ärgere ich mich aber kolossal!«, raunzte der Kommerzienrat Arthur Gravenhorst. Auguste Killian, einfaches Hausmädchen in der Familie des Schokoladenfabrikanten, stand vor ihm und kaute mit Widerwillen auf einer Praline herum.

»Ich mag die Bitteren ja gar nicht!«, quakte sie.

»Ja, warum nimmst du sie dann?«, brummte der Patriarch.

Guste war und blieb einfältig. Das war die landläufige Meinung aller im Hause, obwohl man sie damit unterschätzte. Ein liebes, fleißiges Mädchen, das nun – wie alle anderen – seit Jahr und Tag brav seinen Dienst tat, aber immer wieder für Verärgerung oder auch Gelächter Anlass bot. Ständig fiel ihr etwas herunter, ständig vergaß sie etwas, ständig plapperte sie vor sich hin, ob es nun jemand hören wollte oder nicht.

»Bei der geht die Gusche wie ein Entenarsch!«, pflegte Emma Putlitz, die kugelrunde, auch nicht gerade maulfaule Köchin, stets zu sagen, aber sie sagte es immer mit Sympathie, denn sie mochte Guste. Guste sah seltsam aus. Ein wenig zu klein geraten und mit ihren zweiundzwanzig Jahren schon fast altjüngferlich aussehend, wirkte ihr munteres Gesicht wie zerknautscht. Die Augen waren puppengroß und neugierig, schienen die ganze Welt mit einem Blick erfassen zu wollen. Sie hatte eine Stupsnase und einen zerknitterten Mund, als hätte sie fortwährend ein Stück Zitrone im Mund. Ihr Gesicht war von dünnem widerspenstigem Haar umflattert, und vergebens mühte sie sich allmorgendlich, es mit Kämmen und Spangen anständig hochzustecken. Der Hals zu kurz, die Figur gedrungen, die Füße platt. Doch ihre Dienstmädchenuniform – ein himmelblaues, langes Baumwollkleid mit weißen Streifen zu einer weißen Rüsenschürze und einem gestärkten Häubchen, das sie wie eine Krone trug – schmückte sie ungemain. Und mit ihrer ehrlichen, manchmal höchst originel-

len, oft auch nervtötenden Art, ihrer quietschigen Stimme und ihrem lärmenden Fleiß war sie fester und unverzichtbarer Teil des Ganzen.

Arthur Gravenhorst schüttelte erneut seinen Kopf und ging einen Schritt nach links, wo Carl Bloom, der Kammerdiener, stand.

Das gesamte Personal versammelte sich einmal im Monat in der Halle und erging sich in einem wohlvertrauten Ritual. Gravenhorst nämlich liebte es, seine neuesten Kreationen auf ihre Erfolgchancen hin zu testen. Auf einem Silbertablett servierte er seinen Bediensteten regelmäßig und voller Leidenschaft eine Auswahl von Pralinen und Konfekt. Da lagen Geleefrüchte in allen Farben und Formen, Marzipan nach Königsberger Art gebläht oder auf Lübecker Art in Kuvertüre getaucht, nach Schweizer Rezept hergestellte Rahmschokolade mit gerösteten türkischen Haselnüssen, dreifach geschichtetes Nougat, mit Kakao bestäubte italienische Mandeln, süßer, krachender Krokant oder feinherbe Cognacbohnen – seine neueste Errungenschaft.

»Wenn Sie erlauben, Herr Kommerzienrat?« Carl machte eine angedeutete Verbeugung und wählte mit spitzen Fingern ein Cremehütchen. Er zog die Papierhülle ab, legte sie zurück auf das Silbertablett und schob sich das Stück Konfekt in den Mund. Carl wusste, dass der Gnädige Herr es liebte, wenn er die Augen schloss. Also schloss er sie. Er wusste auch, dass der Gnädige Herr immer darauf hinwies, dass man die Pralinen nicht kauen solle. »Schmelzen lassen!«, war sein üblicher Hinweis, also ließ Carl das Cremehütchen in seinem Mund zerschmelzen. Trotz des ruhigen Genießens zitterte sein ergrauter Backenbart.

Er machte die Augen wieder auf und sah seinen Dienstherrn freundlich an. »Köstlich.«

»Na bitte, geht doch!«

»Köstlich, Herr Kommerzienrat! Ganz und gar köstlich!«

»Carl, Sie sind und bleiben mein bestes Pferd im Stall.«

Arthur Gravenhorst ging nun noch einen Schritt weiter und hielt sein Tablett Pauline Jennings, dem ersten Hausmädchen, vor die Nase. Pauline war nicht gerade Arthurs Lieblingsangestellte. Er mochte schon den frechen Gesichtsausdruck von ihr nicht. »Immer ist die auf Krawall gebürstet«, beschwerte er sich hin und wieder gegenüber Carl, der für das Personal verantwortlich war.

»Ihre Arbeit macht sie gut! Da gibt es kein Vertun!«, antwortete Carl dann mit seinem leicht näselnden Bremer Schleier in der Stimme.

Pauline schnappte sich eine Praline und zerkaute sie.

»Gut!«, erklärte sie, für Arthurs Geschmack ein wenig zu flott.

»Gut?«

»Sehr gut!«

»Na, nu lassen Se mich mal!«, drängelte selbstbewusst und heiter Emma Putlitz, die neben Pauline stand und in der Reihe das Schlusslicht bildete. Emma war eine Seele von Mensch, darin waren sich alle in der Familie Gravenhorst einig. Sie führte unten im Souterrain ein strenges Regiment, ganz im Sinne von Charlotte Gravenhorst, der Hausherrin. Sie kochte vorzüglich und konnte, obwohl sie gern aus dem Vollen schöpfte, aus nichts etwas machen. Emma war eine strenge Wirtschaftlerin, auf den Pfennig genau, zuverlässig, fleißig und sparsam. Auch wenn sie die große französische

Küche, die im Hause bei Gesellschaften und Soupers oder Diners mit Gästen bevorzugt wurde, aus dem Effeß beherrschte, war die Hausmannskost ihre Spezialität. Bollenfleisch, Berliner Leber mit krossgebratenen Zwiebelringen und Apfelscheiben, Buletten mit Teltower Rübchen, gestowte grüne Bohnen zur Rindsroulade, Beelitzer Spargel mit Knochenschinken, Havelzander aus der Pfanne mit Kartoffelsalat, Bouillon oder gar Leipziger Allerlei – das echte, das mit den Flusskrebsen, wie Emma stets betonte. Emma war eine Zauberin. Arthur liebte sie geradezu. Er musste schmunzeln, als er ihr zusah. Sie beugte sich ein wenig hinab zum Tablett, drehte den Zeigefinger wie einen Brummkreisel über die Köstlichkeiten und entschied sich für ein helles Mandelsplitter, das sie zum Mund führte und für alle gut hörbar zwischen ihren Zähnen zerkrachen ließ.

Emma schüttelte zufrieden den Kopf: »Nee, is jut, ausgesprochen jut, Herr Kommerzienrat«, erklärte sie schmatzend und mit vollem Mund, »bischen süß vielleicht, aber die Mandeln schön knackig und vom Rösten hübsch aromatisiert. 'nen Stich weniger Schokolade und 'ne Spur weniger Zucker ...«, sie sah ihn strahlend an, »... denn kann det wat wern!«

Arthur strahlte zurück: »Kommen aus Sizilien ...«

»... wo die Zitronen blühn!«, quatschte Guste hinein, die gern Kitschromane las und unter Beweis stellte, was sie alles wusste. »... haben ein ausgesprochen feines Aroma, da haben Sie wohl recht, meine liebe Emma. Das mit dem Zucker werde ich bedenken, wenn ...«

Den Satz konnte er schon wieder nicht vollenden. Denn von ganz oben in der Halle erklang eine Stimme, laut und

schrill und machtvoll, die Stimme seiner Frau Charlotte: »Arthur! Wie ist das möglich? Ausgerechnet heute!«

Alle Blicke richteten sich zu Charlotte hinauf. Sie stand mit ihrer Zofe Ida Schönauer auf der Empore, am Ende der mit einem Blumenläufer bespannten Marmortreppe, vor dem mächtigen Kaulbach-Schlachtengemälde. Charlotte hatte die Hände in die Hüften gestemmt, sie funkelte geradezu vor Empörung, in ihrem schmalen, graubraunen Wollkostüm mit der Stehkragenjacke und dem knöchellangen Rock.

»Der Junge kommt jeden Moment, und du lässt das Personal Pralinen verkosten? Gibt es nichts anderes zu tun im Hause?«

Arthur stand da wie ein ertappter Schuljunge. »Lottchen.«

Gefolgt von Ida, ging sie würdevoll Schritt für Schritt die Stufen hinunter, raffte den Rock und redete ununterbrochen und laut, bis sie unten angekommen war: »Wir haben heute Abend eine Gesellschaft. Ist das denn allen entgangen, außer mir? Ich finde, wichtige Dinge müssen zuerst getan werden, ehe man sich den Spielereien hingibt. Wie kannst du immer so verträumt sein? Das ist mir unbegreiflich, absolut unbegreiflich. Ich kann mich doch nicht um alles alleine kümmern. Oder wie denkst du dir das?«

Sie hatte die Gruppe erreicht. Die Bediensteten machten einen Knicks, als Charlotte sie passierte, Carl deutete einen Diener an.

Ein wenig hatte sie sich beruhigt. »Du musst verrückt sein!«

Arthur versuchte, ihr einen Kuss auf die Wange zu hau-

chen, aber sie drehte sich leicht weg. »So habe ich dich am liebsten!«, erklärte Arthur, und der Schalk blitzte in seinen Augen. »So echauffiert! Da weiß ich, dass es dir gutgeht!«

»So ein Unsinn! Was redest du da?« Sie stibitzte sich eine Praline, drehte und wendete sie hin und her, ehe sie das Konfekt zwischen ihren schmalen, sorgfältig geschminkten Lippen verschwinden ließ.

»Und wie deine Nasenflügel beben! Deine wundervollen Nasenflügel, mit dieser klitzekleinen Arroganz und dem schönen Schwung, mit dem du das Leben in doppelter Geschwindigkeit einsaugen willst, Lotte!«

Es war ein bisschen peinlich für das Personal, dass er derartig privatim sprach. Aber so waren die Herrschaften nun einmal.

Charlotte ignorierte ihren Mann und klatschte in die Hände: »An die Arbeit. Carl, Sie kommen mit mir in das Speisezimmer. Wir wollen noch einmal die Tischordnung durchgehen, und eines der Mädchen soll mitkommen, falls es noch etwas zu richten gibt.«

»Sehr wohl, Gnädige Frau!«, erwiderte Carl.

Trotz der klaren Ansage blieben alle wie fest verwurzelt an ihrem Platz stehen. Charlotte ging in Richtung Speisezimmer, das vis-à-vis von der Bibliothek lag. An der Tür blieb sie stehen und drehte sich um. Niemand folgte ihr, außer Ida, die hinter ihr hertipelte und für die Emma den Spitznamen »Der Schatten« erfunden hatte, den alle unten im Souterrain gebrauchten. Fragend sah Charlotte ihren Mann an. In diesem Moment wäre jedem Beobachter klar geworden, dass trotz Charlottes dramatischen Auftritts, trotz der Lautstärke ihrer Stimme, trotz der scharfen Be-

fehle nur einer der Herr im Hause war: der freundliche, gutmütige, charmante, von vielen nur als Träumer belächelte Schokoladenfabrikant Arthur Gravenhorst.

»Nun denn«, er gab Emma das Silbertablett und fuhr sich mit beiden Händen über die Seidenrevers seiner schwarzen gesteppten Samtjacke, »dann war's das, und ich danke auch schön.«

Die Bediensteten stoben auseinander. Alle gingen quer durch die Halle zur Tür in Richtung Souterrain. Nur Carl und Guste, denen er mit einer stummen Kopfbewegung bedeutet hatte, oben zu bleiben, marschierten in das Speisezimmer, in dem Charlotte und Ida verschwunden waren. Arthur blieb zurück. Er schmunzelte, denn er liebte seine Frau. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und schlenkerte in die Bibliothek, um sich eine schöne *Rosa Ammatica* für fünfhundert Pfennig das Stück anzuzünden.

* * *

Charlotte inspizierte stumm den Tisch. Auf ihren Befehl hin hatte Carl für zwölf Personen eindecken lassen. Der Polizeidirektor Theodor Sengbusch und seine Frau Viktoria wurden erwartet. Ebenso Arthurs Bruder Paul. Die wichtigsten Gäste jedoch, die sich um acht Uhr zum Souper im Haus Gravenhorst einfinden sollten, um Julius' Rückkehr aus der deutschen Kolonie Kamerun zu feiern, waren die Mitglieder der Familie Olearius. Hugo Olearius war Eisenbahnschienenfabrikant. Ein derber, lauter Erfolgsmensch. Er und seine Frau Gudrun gehörten nicht zu Charlottes bevorzugtem Umgang, aber deren Tochter Christine, eine

entzückende, schlagfertige und intelligente Person, war Julius' Freundin. Nachdem Julius zwei Jahre auf der Kakaopflanzung seines Onkels gearbeitet und seine Rückreise sich mehrfach verschoben hatte, wollte Charlotte mit diesem Essen den Stier bei den Hörnern packen. Julius sollte sich endlich mit Christine verloben. Das war der Plan. Und es gab sehr gute Gründe dafür.

»Ich sitze wie immer tischobers, Carl, und links von mir mein ...«, sie zögerte einen Moment.

»Ihr Herr Gemahl«, warf Carl ein, der eine Elle in der Hand hielt, um den Abstand der Gläser zur Tischkante auszumessen.

»Ach nein, das ist mir doch zu langweilig. Lieber mein Schwager.«

»Der Herr Professor, sehr wohl.« Ohne ein Wort zu sagen, nahm er ein Rotweinglas vom Tisch und reichte es Guste. Sie betrachtete es: Die Wasserflecken am Rand hatte sie übersehen. Wenn die Gläser nicht anständig poliert waren, gab es Ärger. Guste senkte den Kopf und legte die Hand, in der sie das Glas hielt, auf den Rücken, so als könne sie es verstecken und den Fehler damit vergessen machen.

»Also ... und hier rechts: Der Fabrikant Olearius. Neben ihm seine Frau. Wenn die wieder zu viel trinkt, hat er sie am besten im Griff. Dann, neben meinem Schwager, die Fritzi, neben Fritzi ihr Bruder Julius, unser Weitgereister, und neben ihm Christine.«

»Sie wünschten gestern, das Fräulein Olearius vis-à-vis Ihrem Sohn zu setzen. Sollen wir das ändern, Gnädige Frau?«

»Habe ich das gesagt?«

»Ja.«

»Dann machen wir es auch so. Was meinen Sie, Ida?« Sie drehte sich zu ihrer Zofe um.

Ida, die mit ihrem bleichen Gesicht, dem kirschroten Mund und ihren grünen, mandelförmig geschnittenen Augen in unbeobachteten Momenten aussah wie eine bösar-tige Porzellanpuppe, zuckte beinahe zusammen. Sie hatte geträumt. Ihre hochgesteckten, krausen schwarzen Haare, die vom Kopf wegzuspringen drohten wie Stahlwolle, mit denen die Töpfe blankgescheuert wurden, zitterten.

Ihre Stimme war schön und melodiös. Sie sprach in einem Singsang aus Heiterkeit und Melancholie, denn sie kam aus Wien: »Ja, Gnädige Frau, das ist schon sehr char-mant, wenn sich die beiden Verliebten beim Kerzenschein in die Augen schauen können!«

Charlotte ging um den Tisch herum und zupfte einen imaginären Fussel von der Tischdecke. »Und an die Seite von Christine platzieren wir meinen Sohn Alexander. Und neben meinen Mann wiederum die Frau Polizeidirektor. Dann nehmen Sie das zwölfte Gedeck am Tischende weg und stellen da den Tafelaufsatz hin, das ist doch alles sehr hübsch!« Sie faltete die Hände vor der Brust zusammen.

»Ja, kommt der Herr Leutnant denn?«, wollte Ida wissen.

Charlotte lacht kurz auf. »Natürlich kommt Alexander! Er wird doch nicht in seinem Regiment in Potsdam her-umsitzen und Karten spielen, an so einem Abend, wo sein Bruder nach zwei Jahren endlich zurückkehrt!«

In diesem Moment läutete die Hausglocke laut und hef-tig, dreimal hintereinander!

»Das ist Julius!«, rief Charlotte aus und eilte zur Tür. Carl

und Ida gingen ihr schnell nach, und Guste machte sich auf den Weg, um unten in der Küche das Glas auf Hochglanz zu bringen.

Carl öffnete die Haustür, gerade in dem Moment, als Arthur, von Zigarrennebel umgeben, aus der Bibliothek kam. Der Straßenlärm wehte herein, man hörte das Rauschen des Regens, das Hupen von Automobilen, das Rollen der Räder auf dem Kopfsteinpflaster, das Traben der Hufe. Das Leben, das laute Leben. Man wohnte eben im Zentrum der Reichshauptstadt.

Draußen stand Friederike, klitschnass: »Carl, schnell, wir brauchen Ihre Hilfe!« Sie trat ein und nickte ihrer Mutter und ihrem Vater zu: »Mama, Papa, es ist etwas passiert!«

»Ja, wo ist denn Julius, Kind, er wird doch nicht ...?«, fragte Charlotte erregt.

Ehe sie den Satz vollendet hatte, erschien Julius, der Anna auf den Armen trug, in der Halle.

»Mein Gott, was für ein Empfang! Die ganze Familie steht Spalier!« Er ließ das Mädchen herunter.

»Können Sie stehen?«

Eingeschüchtert nickte Anna nur und sah zu Boden.

Julius setzte sein strahlendstes Lächeln auf und ging mit ausgebreiteten Armen auf seine Mutter zu: »Mama!«

Sie wich einen Schritt zurück. »Julius! Du bist ja vollkommen durchnässt!« Sie zeigte auf Anna, und ihr Blick verfinsterte sich. »Wer ist das? Und wieso trägt sie deinen Mantel?« Sofort nahm Carl dem Mädchen den Mantel ab, nicht, weil er ihn Anna nicht gönnte, sondern aus einem Impuls heraus, um sie vor der Empörung der Hausherrin zu schützen.

Friederike ergriff das Wort: »Das ist Anna Merthin ... Es gab einen Unglücksfall auf der Admiralbrücke. Sie ist uns in die Kutsche gelaufen und hat sich am Bein verletzt. Sie braucht Hilfe.«

Charlotte zog eine Augenbraue hoch. »Ja und?«

Julius schaute seine Mutter auf ihre Reaktion hin erstaunt an, und Friederike stemmte empört die Hände in die Hüften und wollte etwas sagen, aber ihr Vater kam ihr zuvor.

»Also nun erst einmal eine Begrüßung, Junge, wie es sich bei den Gravenhorsts gehört.« Er ging auf seinen Sohn zu. »Herzlich willkommen daheim.«

»Danke, Vater.«

Arthur streckte seinem Sohn die Hand entgegen, Julius ergriff sie, und beide sahen sich fest in die Augen. Beinahe kamen dem Vater die Tränen. Wie erwachsen der Junge geworden war, wie schmal im Gesicht, wie fest der Händedruck! Er war in den zwei Jahren zu einem Mann geworden, Julius, sein Lieblingssohn.

»Komm her«, sagte er leise und zog ihn zu sich heran. Sie umarmten sich. Alle sahen zu ihnen, bis auf Anna. Sie hatte Schmerzen, wollte es sich aber nicht anmerken lassen und hielt den Kopf tief gesenkt, auch vor Scham und Schüchternheit. »Carl, nun schließen Sie doch endlich die Tür«, schimpfte Charlotte, »das Spektakel muss ja nun nicht die halbe Stadt mitbekommen, und außerdem ist es kalt, und wir wollen ja auch nicht, dass es hereinregnet, oder?«

Carl steckte den Kopf kurz hinaus und hielt nach dem Kutscher Ausschau: »Ich dachte ...«, erklärte er zögernd, »... der Hermann würde das Gepäck ...«

Julius ließ seinen Vater endlich los. »Er bringt es durch den Dienstboteneingang, Carl, danke.«

Carl schloss die Tür, und Julius nickte der Zofe Ida freundlich zu und begrüßte endlich seine Mutter mit zwei Küssen. Sie strich ihm über die Wange, und ein Hauch von Zärtlichkeit umfing ihr Gesicht.

Dann aber drehte sie sich wieder um: »Also nun?«

Friederike antwortete ihr nicht, sondern wandte sich direkt an Carl: »Bringen Sie Anna hinunter, bitte. Guste soll die Mädchenkammer räumen. Sie kann eine Nacht in der Waschküche schlafen, da ist es auch warm, und Anna braucht ein Bett jetzt nötiger als sie. Und danach schicken Sie Guste zu Doktor Ledermann, er möge sofort kommen und nach dem Mädchen sehen!«

»Sehr wohl, Gnädiges Fräulein.« Er nahm Anna den Pappkoffer ab, fasste sie am Ellenbogen und wollte sie eben fortführen, als Charlotte erneut dazwischenging.

»Moment! Das geht doch so nicht!«

So begannen Donnerwetter. Julius schaute zuerst auf die Spitzen seiner Galoschen, dann hoch zur Decke. Er ließ den Blick wandern. Da waren die gewaltigen Kristalllüster, sechs an der Zahl, die hier unten vom Eingangsbereich, über der Treppe langsam ansteigend, zur Empore hochführten und mit dem Glänzen und Leuchten und Glitzern und Funkeln der Hunderte von feingeschliffenen Prismen die Halle in einen Ballsaal verwandelten. Da waren die lindgrün gestrichenen Wände mit ihren von weißlackierten Holzleisten umfassten Kassetten, innen mit smaragdfarbener Seide gespannt. Da waren die hohen Türen, von denen er schon als Kind gewusst hatte, dass sich dahinter Geheimnisse verbar-

gen, die Gemälde – Ahnenporträts, kleine, altmeisterliche Landschaften, Stiche mit Berliner Stadtansichten –, die englische Standuhr aus dem frühen achtzehnten Jahrhundert mit ihren Rissen im Teakholzurnier und dem beruhigenden gleichmäßigen Schlag des Pendels. Hinten, am anderen Ende der Halle, befanden sich die verglasten Flügeltüren zum Wintergarten, mit den zwei Biedermeierkommoden linker und rechter Hand, noch aus den Mädchentagen seiner Mutter, auf denen Lilien in Urnenvasen wucherten und ihren Duft verströmten. Ach, die Gerüche! Das Bohnerwachs, das alte Holz, der Zigarrenduft aus der Bibliothek, das Parfüm Charlottes, das aus allen Ritzen des Hauses zu kriechen schien und sich mit der schweren Süße der Lilien vermischte. Zu Hause, endlich zu Hause, nach all der langen Zeit, der Ferne, der Fremde, der Sehnsucht!

»Ja, Kinder, seid ihr denn verrückt geworden? Es gibt Krankenhäuser! Wir sind doch kein Heim für Fremde! Kein Sammelbecken für alles, was einem auf der Straße entgegenkommt! Ja, Friederike, nun guck nicht mit deinen großen Augen, sondern denke! Immer deine Eskapaden! Erinnern wir uns an den kleinen Hund? An die Katze seinerzeit, der ein Auge fehlte, scheußlich. An diesen – unsäglichen – Menschen, diesen Streuner, dem unsere gute Emma unten den kalten Braten servieren musste, weil er so ausgehungert war, angeblich, und der dann die Flasche vom Mosel stahl und verschwand auf Nimmerwiedersehen, ohne ein Wort des Dankes! Nein, nein, dein Soziales, dieses Sozialdemokratische nimmt überhand. Ich bin es leid. Ich will das nicht. Ich dulde das nicht. Sie soll gehen und fertig.«

Friederike stampfte mit dem Fuß auf den Marmorboden.

»Mama! Wie kannst du nur so reden? Wie kann man nur so kalt sein? Sie stört doch niemanden unten. Sie braucht doch einen Arzt und Hilfe.«

»Wir haben heute ein Souper! Wir erwarten die Spitzen der Berliner Gesellschaft! Es ist ausgeschlossen, dass sich unter unserem Dach eine Person aufhält, die wir nicht kennen und von der wir nichts wissen! Ausgeschlossen und basta!«

Julius blickte erstaunt: »Heute? Eine Gesellschaft?«

»Extra für dich, Schäfel!« Charlottes Augen leuchteten.
»Wir wollen deine Rückkehr angemessen begehren!«

»Aber ich habe eine Reise von zweiunddreißig Tagen hinter mir, ich bin erschöpft, Mutter.«

»Du bist jung, das bist du! Geh nach oben, in deinem Zimmer ist schon alles hergerichtet. Nimm ein Bad, Pauline wird deine Koffer auspacken, dann ruhst du zwei Stunden, und die Welt sieht wieder ganz anders aus. Christine kommt mit ihren Eltern: Ist das nicht schön?«

»Christine, so. Das nenne ich einen Überfall.«

»Wenn Sie es wünschen, Gnädiger Herr«, mischte sich nun Ida ein, »dann lauf ich g'schwind hinunter und lasse Ihnen von Frau Putlitz etwas G'scheites zubereiten, eine heiße Suppe und etwas Pastete, das haben Sie doch so gerne.«

Charlotte ließ ihre Hand durch die Luft wirbeln: »Und diese Person, Carl, die bringen Sie unten durch den Dienstboteneingang wieder hinaus auf die Straße, da, wo sie hingehört.«

Ehe Julius widersprechen konnte, blies der Hausherr sei-

ner Frau – in eleganten Worten, versteht sich – den Marsch. Er verfügte knapp, dass Anna bleiben könne und alles so geschehe, wie Friederike es verlangt habe. Die Fremde dürfe bleiben, aber nur so lange, bis sie wieder auf den Beinen sei. Mit diesen Worten löste sich die Versammlung auf. Charlotte und Ida rauschten nach oben ab, Arthur legte den Arm um Julius' Schulter und geleitete ihn in den Wintergarten, Friederike ging in die Bibliothek, um zu telefonieren.

Carl führte Anna zur Tür ins Souterrain, die hinten, unterhalb der Freitreppe lag.

Er öffnete sie. »Kannst du alleine gehen?«

Anna nickte.

Gemeinsam gingen sie die Stiege hinunter. Die Stufen knarrten unter ihren Schritten. Von unten tönte ihnen Küchenlärm entgegen. Das Pfeifen eines Wasserkessels. Das Klappern von Geschirr. Eilige Schritte. Stimmen. Es roch nach Liebstockel und Entenbraten und nach frischgebrühtem Kaffee, nach Rosinennapfkuchen und Lederwichse, und nach feuchtem Keller. Es war warm. Mildes Licht fiel in den Vorraum, in den sie nun gelangten und von dem hinter verglasten Wänden die riesige Küche abging. Anna sah in einer Ecke ein vollgestopftes Kabuff mit einem Schreibtisch, zwei Stühlen und deckenhohen Regalen, sah den gewaltigen Speisenaufzug mit seinen Tauen, das Klingelbord, auf dem emaillierte Schilder mit Ziffern angebracht waren, sah einen schmalen, dunklen Flur, sah Türen, Türen, Türen. Alles zusammengenommen wirkte wie der Bauch eines Ozeandampfers auf voller Fahrt. Alles war in Bewegung, ohne dass es schaukelte. An der Decke liefen

schwere Stahlträger quer durch das Souterrain. Der Boden war im Schachbrettmuster mit großen Steinplatten in Schwarz und Weiß gefliest. Von unten nach oben, von links nach rechts und von vorne nach hinten liefen Drähte und Kabel. Carl führte Anna in die Küche und hieß sie, auf einem Stuhl in der Ecke Platz zu nehmen. Emma, Guste und Pauline blickten sie erstaunt an. Noch verblüffter allerdings waren sie, als Carl seine Befehle gab. Pauline wurde sofort wütend, denn sie konnte nicht einsehen, dass Guste für eine Wildfremde die Kammer räumen müsse, die sie gemeinsam teilten. Guste hatte überhaupt keine Lust, hinaus in den Regen zu gehen, über die Straße und um die Ecke zu laufen, um Doktor Ledermann zu holen. Carl brüllte nicht. Im Gegenteil. Sehr leise, so dass beide Mädchen genau hinhören mussten, wiederholte er die Anordnungen des Herrn Kommerzienrats. Es geschah wie gewünscht.

Anna spürte plötzlich neben den Schmerzen, dem Schwindel, und der Übelkeit ein großes Unbehagen in sich aufsteigen. Sie merkte, dass sie auch hier unten nicht willkommen war. Am liebsten wäre sie aufgestanden, hätte artig einen Knicks gemacht und sich sofort verabschiedet. Doch dazu war sie zu schwach. Sie ahnte, dass es noch Schwierigkeiten geben würde. Und sie sollte recht behalten.

* * *

Oben, im Salon, stand Charlotte und wartete. Für das Souper hatte sie sich umgezogen und trug ein langes, gelbes Seidenkleid, dessen Ärmel und Saum mit weißen Vo-

lants besetzt waren. Auf Empfehlung Idas hatte sie sich für schlichte Perlentropfen als Ohrgehänge entschieden und für eine dazu passende Kette aus großen, grauen Tahitiperlen, die ihr züchtiges und schönes Dekolleté schmückte. Charlotte hielt einen Kristallbecher mit irischem Whiskey in der Hand, nippte daran und betrachtete ihre neueste Errungenschaft, die an der Wand hing. Es war ein mit schlichter Goldleiste umrahmtes Gemälde mit dem Titel *Seerosen*. Ein französischer Maler, der in Berlin gerade in Mode gekommen war, hatte es gemalt.

Sie seufzte und drehte sich zu Ida um, die ein paar Schritte entfernt stand: »Claude Monet, was für ein Meister. Ach, Ida, so schön, so friedlich ist die Kunst. Und nun sehen Sie uns an!«

»Gnädige Frau, verzweifeln Sie nicht. Ich bete jeden Tag für Sie. Es wird alles gut werden.«

»Das sagen Sie so. Mein Mann ist ein genialer Schokoladenmacher, das ist wahr. Aber er ist und bleibt nun einmal ein lausiger Geschäftsmann!«

»So dürfen Sie nicht sprechen.«

»Sein Bruder Eugen ist ein Teufel!« Sie kippte einen Schluck Whiskey herunter. »Sitzt da drüben in Kamerun auf seiner Plantage und schert sich keinen Deut um die Familienbelange.«

»Immerhin hat er den Herrn Julius bei sich aufgenommen und ihn in den wichtigen Dingen des Kakaoanbaus und des Exports ausgebildet, wenn Sie mir erlauben, das zu sagen!«

»Julius ist ein dummes Schaf. Er war eine willige und billige Arbeitskraft für Eugen. Sie hätten hören sollen, wie freundlich er eben noch, als ich ihn in seinem Zimmer auf-

suchte, von seinem Onkel sprach. Und weiß und ahnt nichts von der Katastrophe.«

»Sie sagen doch immer: Niemand darf davon erfahren!«

»Natürlich versuchen wir zu verheimlichen, dass uns das Wasser bis zum Halse steht. Natürlich darf nichts davon nach außen dringen, sonst sind wir wirklich ruiniert. Ich erinnere mich nur zu gut an den Empfang bei der Gräfin Olzhofen und wie die Hoffmann am Arm ihres Gatten hereinkommt und die Palenske mir ins Ohr flüstert: Mit denen brauchen Sie sich nicht mehr zu unterhalten, Liebste ...« Sie lachte bitter auf. »Ha, Liebste! Mit denen brauchen Sie sich nicht mehr zu unterhalten, die sind pleite, am Ende, Konkurs.«

»Ja, da zeigt sich der Mensch, in der Krise.«

»Der Mensch ist ein wildes Tier!« Charlotte zeigte mit dem ausgestreckten Arm nach den Fenstern, die zu den Linden lagen, hinüber. »Da draußen muss man alleine durch. Wer das nicht begreift, der hat schon verloren.«

Ida lächelte fein: »Ein paar Menschen gibt es schon, auf die man bauen kann.«

Charlotte kam zu Ida, so nah, dass die Zofe den Geruch vom Whiskey und den Duft von Hylantroph wahrnehmen konnte: »Ida, Sie sind ein wundervoller Mensch. Wir verstehen uns auch ohne große Worte. Es ist so gut, Sie immer auf meiner Seite zu wissen und Sie als Vertraute zu haben.«

Ida lächelte in sich hinein. *Wenn du wüsstest*, dachte sie. Und schwieg.

Charlotte deutete das als Bescheidenheit. »Sie müssen mir versprechen, mich nach Kräften bei meinem Plan zu unterstützen.«

»Und es gibt immer noch die Familie im Leben! Das dürfen Sie nicht vergessen, Gnädige Frau!«, nahm die Zofe den Gedanken wieder auf.

Charlotte goss sich Whiskey nach: »Familie? Das sehe ich gerade. Hier im Hause werden meine Wünsche einfach nicht mehr respektiert ... diese hergelaufene Person ... Aber das werde ich unterbinden! Und da drüben in Kamerun schmiedet mein Schwager seinen Feldzug, uns zu vernichten.«

»Vielleicht will er Sie gar nicht vernichten. Vielleicht benötigt er einfach nur sein Geld zurück.«

»Ja, ein Drittel der Schokoladenfabrik. Ein Drittel, Ida. Aus seinen Depeschen ging hervor, dass er nicht bereit sei, sich von meinem Mann davon abbringen zu lassen. Er will die Plantagen vergrößern, Land kaufen, deshalb will er sein Geld aus unserem Unternehmen herausziehen.« Wieder trank sie einen Schluck. »Und deshalb brauchen wir den Eisenbahnschienenfabrikanten Olearius. Deshalb brauchen wir die Verbindung zwischen beiden Häusern. Deshalb muss Julius endlich, endlich die Verlobung mit Christine herbeiführen!«

Ida kam zu Charlotte und nahm ihr sanft den Whiskeybecher aus der Hand: »Die Gäste kommen gleich«, erklärte sie freundlich, aber bestimmt, und stellte das Glas auf den kleinen, runden Regency-Tisch neben den Sofas.

»Sie haben recht. Es ist nur, weil ich so nervös bin.«

Die beiden Frauen erschrakten, denn die Tür wurde hef-

tig aufgestoßen. Alexander Gravenhorst erschien in seiner dunkelblauen, mit roten Streifen besetzten Ausgehuniform, brüllte laut »Achtung!«, schlug die Hacken zusammen und salutierte. Dann schüttete er sich aus vor Lachen, nahm die Offiziersmütze ab, klemmte sie sich unter den Arm und marschierte auf seine Mutter zu.

»Mutterchen!«

»Mein lieber Junge. Schön, dass du da bist.« Sie umarmte und küsste ihn überschwänglich, denn von allen Familienmitgliedern liebte sie ihn am meisten.

Ida nahm den Whiskeybecher mit: »Dann darf ich mich verabschieden?«

»Na, Ida«, tönte Alexander, blickte auf den Whiskeybecher in der Hand der Zofe und strich sich eine seiner glatten, schwarzen, geölten Haarsträhnen aus der Stirn, »wieder gesoffen, was?«

»Also, ich bitte doch sehr!« Charlotte sah ihren Sohn streng an. Aber wie er so dastand, in seiner tadellosen, schmucken Uniform, die seine gedrungene Gestalt enorm streckte, wie er sie anstrahlte, mit seinen frechen, grünen Augen, der himmelwärts gebogenen Nase und dem Herzenmund, den er, wie kein anderer, je nach Stimmungslage verziehen konnte, wie er sie jetzt anlächelte, den Schalk im Blick, da war sie eben doch ganz Mutter und hingerissen von seinem Charme und seinem Selbstbewusstsein und konnte nicht anders, als zu lachen und ihm seine direkte Art zu verzeihen.

Ida öffnete mit der freien Hand die Salontür und wurde beinahe von Paul Gravenhorst überrannt.

»Nun aber mal langsam mit die Pferde!«, sagte er lachend

und sah Ida hinterher, die ihm beim Schließen der Tür ein über die Schulter geworfenes Lächeln schenkte. Dann wandte er sich Charlotte zu.

»Lotte, liebste Schwägerin!« Er ging in seltsam kleinen Schritten auf die Hausherrin zu, küsste Charlotte links und rechts auf die Wange und gab ihr dann formvollendet einen Handkuss, indem er sich tief hinunterbeugte, kurz die Lippen schürzte, mit dem Mund den Handrücken aber nicht berührte. Er kam wieder hoch und blinzelte durch seine Goldrandbrille zu seinem Neffen hinüber, der sich aus einem Kristallflakon auf der Kredenz einen Weinbrand einschenkte.

»So, der Herr Unteroffizier! Auch schon da.«

»Familientreffen, da werde ich wohl da sein!«, erwiderte Alexander knapp und roch am Cognacschwenker. Dann fügte er hinzu: »Im Übrigen Leutnant, Onkel Paul.«

»Ach, det is mir doch schnurzepiepe«, raunzte Paul Gravenhorst zurück. »Militär hat mich noch nie interessiert!«

»Oberleutnant sogar!«, legte Alexander nach und trank voller Gier den Cognac.

Ohne dass er es merkte, sahen ihm beide dabei zu, und Charlotte, der dies unangenehm war, wollte ablenken und fragte ihren Schwager deshalb hastig: »Möchtest du einen Aperitif?«

»Gerne, Lottinskaja! Ein Glas Champagner wäre nicht zu verachten.«

Sie ging zur Tür, zog an der Samtkordel, die dort hing, und läutete nach Carl.

Paul, der älteste der drei Gravenhorst-Brüder – er war

1847 geboren, zwei Jahre später kam Eugen zur Welt und 1854 Arthur, der deshalb von seinen Eltern und Geschwistern auch lange »Benjamin« gerufen wurde –, Paul war das, was man »eine Erscheinung« nannte. Er war nicht sehr groß und trotz seines Bauches auch nicht sehr kräftig, dennoch hatte er eine beeindruckende Ausstrahlung, und von ihm ging eine natürliche Autorität aus. Jeden Raum, den er betrat, beherrschte Paul sofort. Sein Benehmen war erstklassig, seine Stimme markant, tief und verführerisch, seine Bewegungen hatten etwas Graziöses, Weltläufiges. Er kleidete sich elegant. Seine Westenanzüge ließ er sich nach Maß anfertigen. Die weiße Hemdenbrust war stets tadellos gestärkt, der Krawattenschal oder die Schleife immer perfekt gebunden und mit einer Perle geschmückt. Er liebte es, sich eine weiße Chrysantheme oder Nelke ins Knopfloch zu stecken. Seine goldene Uhrenkette mit wechselnder Chatelaine zeugte von einem ebenso teuren wie guten Geschmack. Pauls graues Haar war schon leicht ausgedünnt, und er versuchte, von diesem Makel durch einen eleganten, tadellos gepflegten Schnauzbart abzulenken. Auf seinem Gesicht lag stets ein Ausdruck von Lebensfreude und Neugierde. Seine Augen waren so hellwach wie sein Verstand, und tatsächlich entging ihm nichts. Er hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, sich immer ein bisschen dümmer zu stellen, als er war. Denn ihm war aufgefallen, dass Menschen oft dazu neigen, andere zu unterschätzen, und dass in dieser Erkenntnis die Möglichkeit lag, mehr von anderen zu erfahren, als sie sonst bereit gewesen wären, von sich preiszugeben, und auf diese Weise auch mehr bei anderen zu erreichen. Paul war ein äußerst geschickter Taktiker und

Diplomat, und er beherrschte das Schach des Lebens perfekt. Früh begriff er, dass ihm das Kaufmännische nicht lag. Paul zog sich zurück, wurde stiller Teilhaber und kassierte fortan einmal im Vierteljahr seinen Anteil an den Gewinnen. Mit Arthur verband ihn seit den Kindertagen ein Konkurrenzkampf, dem er sich weder in unternehmerischer noch in brüderlicher Hinsicht aussetzen wollte, denn er liebte Arthur aufrichtig. Er widmete sich seinen Privatstudien der Geschichte, bereiste die Welt und sammelte Antiken. Obwohl er die Berliner Universitäten nur hin und wieder von innen sah, wurde er von allen als »Professor« titulierte, wogegen er niemals Widerspruch einlegte, denn es schmeichelte seiner Eitelkeit. Nach dem Tod seiner Frau Henriette – die Ehe blieb kinderlos – lebte er, versorgt von seiner ungarischen Haushälterin, allein in seiner großen, modernen Wohnung im »Westen«, wie man den Stadtteil Charlottenburg umschrieb. Seine Henriette fehlte Paul an allen Ecken und Enden. Er war nicht für das Alleinsein gemacht. Etwas Unruhiges und Unstetes in der Lebensführung war ihm schon immer zu eigen gewesen, doch ohne Verantwortung für einen anderen Menschen, ohne Gemeinsamkeiten wurde er rastlos, des Öfteren launisch und sogar böseartig. Paul klammerte sich, ohne dass es ihm selbst aufgefallen wäre und er es jemals hätte zugeben können, an Arthur und seine Familie. Jede Gelegenheit nahm er wahr, zu ihnen in die *Linden* zu kommen. Genießend und trinkfreudig, wie er war, boten ihm vor allem die Abendessen, die Dinners und Soupers, manchmal auch nur ein Lunch oder wenigstens ein zweites Frühstück willkommenen Anlass, aufzutauchen. Der einmal im Monat – stets

mittwochs – stattfindende Familientag gehörte für ihn dabei zu den Höhepunkten. Dann saß er, nein, dann thronte er bei Tisch, plauderte und erzählte, hob das Glas, ließ sich servieren, gabelte und schnitt und löffelte, aß, trank, schmatzte und schlürfte, die Leinenserviette, achtzig mal achtzig Zentimeter, unter den Stehkragen geklemmt, mit rotem Kopf, glänzenden Augen und Schweiß auf der Stirn. Kurz: Er war in seinem Element und Mittelpunkt jeder Zusammenkunft.

Wenn er einmal nicht gebeten wurde, lud er sich selbst ein.

»Was ist denn bei euch so los am Dienstag?«, fragte er dann beispielsweise seinen Bruder am Telefon.

»Wir haben Gäste!«

»Fein, dann habt ihr jetzt einen mehr! Was gibt es zu essen ...?« Seine manchmal aufdringliche Art, die Menschen zu eigen ist, die einsam sind und sich damit nicht zurechtfinden können, ging der Familie nicht selten auf die Nerven. Und außer Charlotte, die ein Faible für ihren Schwager hegte, zeigten die anderen ihm das auch. Er aber setzte sich darüber hinweg und tat so, als würde er es nicht bemerken. Arthur kannte das Gefühl von Einsamkeit nicht, es war ihm vollkommen fremd. Er unterstellte Paul, dass er nur deshalb so oft bei ihnen am Tisch säße, weil er zu geizig wäre, für sich selbst zu sorgen. Ein wenig Wahrheit steckte darin. Tatsächlich drehte Paul jeden Pfennig, jeden Groschen, jede Mark mehrmals um, ehe er bereit war, sich davon zu trennen. Ja, er war kniepig. Paul liebte das Geld, er konnte es gut zusammenhalten. Besser als sein Bruder und dessen Familie.